

Die Heimatpresse im Zeitalter der Verwirrung

Und Gott verwirrte ihre Sprache, so daß keiner mehr den andern verstand.

Kein Wort könnte besser den gegenwärtigen geistigen Zustand unseres deutschen Volkes kennzeichnen. Ein großes, einheitliches Volk ist zu vollbringen, der Bau des geeinten deutschen Reiches. Ein gleichgerichteter Wille befehlt alle und jeden, aber schon beim ersten Schritt auf dem Wege zur Arbeit trennen sich die Meinungen. Ueber die erste Frage des "Wie?" kommen sie nicht hinaus. Gruppen, Interessengemeinschaften, Parteien bilden sich, trennen sich los vom Ganzen, die Zersplitterung, die Polarisierung hat begonnen. Keiner versteht mehr den andern Wort. Der Bau ruht, aber der Kampf und der Streit der Parteien lebt, geführt und geführt von der Feder der Parteipresse. Es gibt keine Brücke, kein Verständnis, keinen Ausgleich, der hindüber- oder herüberführen kann. Und doch wird diese Arbeit auf eine Schulter geladen, doch wird diese Aufgabe von einer Stelle verlangt: von der Heimatpresse. — der ruhende Pol in der Wirren der Gefühle, Streit und Meinungen. Und wie schwer ist diese Stellung, wie mißverständlich. Kann eine Generation deutscher Zeitungserleger hat es so schwer gehabt wie die heutige, in der es gilt, unbeeinträchtigt von der politischen Ueberreizung der Herzen, die täglich in die Arbeitstube der Zeitung hineingreift, den ruhigen Stand im Laufe der Ereignisse zu wahren und die ruhige Ueberlegung zur Beurteilung im Auge zu behalten.

Damit ist die Aufgabe und die Stellung der Heimatpresse gegenüber der Parteipresse festgelegt. Die Aufgabe der Parteipresse im engeren Sinne des Wortes ist klar umschrieben: sie ist auf Kampf gegen den politischen Gegner eingestellt und steht in der Niederführung dieses politischen Gegners ihr besonderes Ziel. Die Zeitung ist in diesem Falle politisches Instrument einer Gruppe im Kampf gegen eine andere Gruppe, und von dem Wohl und Wehe der Gruppe, zu der sie sich rechnet, hängt ihr Gelingen ab die Notwendigkeiten und Erfordernisse des Kampfes dieser Gruppe bestimmen Art und Charakter ihrer Föhrung. Aber diese Parteipresse und Kampfpresse ist nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des vielfältigen deutschen Zeitungswaldes. Die Mehrzahl der deutschen Blätter, zumal die Blätter in mittleren und kleineren Städten und unsere Heimatpresse wurde ja nicht zu irgendwelchen Kampfwegen oder als Organ irgend einer Partei gegründet, sondern zur Information, zur Aufklärung der Öffentlichkeit und zur Klärung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Fragen durch Diskussion, Vespöchung und Berichterstattung.

Sehr treffend schreibt darüber der Deutsche Zeitungs-Verlag in einem Leitartikel: "Die Aufgabe, an der Klärung der Geister mitzuarbeiten, Aufklärung über die Notwendigkeiten der Wirtschaft und des Staates auch Kreisen vorzubringen zu machen, die über keine höheren Grundlagen politischen und soziologischen und wirtschaftlichen Wissens verfügen oder die im Drange der Verunsicherung nicht die Zeit haben, sich mit den Problemen selbst auseinanderzusetzen. — diese Aufgabe ist mitten im lauten Getöse des heutigen Kampfes der Parteien, Richtungen und Weltanschauungen schwieriger denn je. Immer härter wird der Druck von außen her, immer ungeschmämer wird der Verstand gemacht, die Zeitung ihrem ursprünglichen Berufe zu entfremden und sie zum Instrument gewisser Verbände, Parteien usw. zu machen. Am härtesten ist der Druck

natürlich an den kleineren Orten, wo die Socken und Kneifen unvorstellbar härter aufeinanderprallen, als in den Großstädten. Denn in den kleineren Städten wird der sachliche Gegensatz sofort zum persönlichen.

Wenn die Zeitungen all das abdrucken wollten, was ihnen täglich von politischen und wirtschaftlichen Organisationen, Verbänden, Parteien, Bündnis usw. zugeflößt wird, dann könnten sie sich jeden eigenen Informationsdienst sparen, könnten auf große Ausgaben verzichten und ihren Text sehr bequem mit diesen Zuschriften füllen. In den Briefstellen dieser Organisationen, ganz gleich, ob sie links oder rechts oder in der Mitte stehen, hat man oft eine sehr merkwürdige Vorstellung von der Unabhängigkeit und der Aufgabe eines Verlegers. Man bittet nicht mehr um Aufnahme, sondern verlangt sie, natürlich nach Möglichkeit "ungefärbt", verlangt sie meist auch unter irgendwelchen Drohungen mit Abbestellung, Boykott usw. oder läßt diese Drohungen doch deutlich durchblicken und rückt offen damit heraus, wenn die Zeitung etwa mit dem Abdruck zögert. Man kommt gar nicht auf den Gedanken, daß Verleger und Redakteure pflichtgemäß eine Prüfung und Sichtung dieses Materials vornehmen müssen, eine Prüfung, die gar nicht nach parteipolitischen Gesichtspunkten zu erfolgen braucht, sondern in erster Linie darauf gerichtet sein muß, die Richtigkeit der Angaben, soweit das möglich ist, nachzuprüfen oder zu vermeiden, daß die Zeitung von Interessentenverbänden dazu benutzt wird, dasüblige Verleumdungen gegen Privatpersonen, Gruppen oder den Staat zu verbreiten.

Es ist klar, daß in unserer Zeit der durch die parteipolitischen Leidenschaften hervorgerufenen Organisationen die Verteidigung der Freiheit und Unabhängigkeit der Presse im Alltagskampf immer schwieriger wird. Die deutsche Presse hat sich in einem mehr als 150 Jahre dauernden Kampf das Recht auf freie Meinungsäußerung mühselig genug gegen alle Bevormundungsversuche der Bürokratie und gewisse Vorrechte der Klaffen und Stände erkämpft. Die deutsche Presse denkt nicht daran, das Recht auf freie Meinungsäußerung preiszugeben. Die Freiheit der Presse, wie jede Freiheit, findet aber dort die Grenze, wo sie in Unzulässigkeit umschlägt, wo sie die öffentliche Ruhe und Sicherheit, ja den Bestand des Staates in Frage stellt und gefährdet. Schimpf- und Verleumdungsfreiheit kann es in keinem Gemeinwesen geben, wie und von wem es auch immer regiert wird. Der Sinn der Pressefreiheit ist, daß jeder seine Meinung frei und offen sagen darf, daß jeder das Recht hat, uneingeschränkt seine Ueberzeugung zu vertreten, vorausgesetzt, daß sich der Kampf in den Grenzen der Sittlichkeit hält.

Die Aufgabe der deutschen Verleger war niemals schwieriger, aber auch niemals bringender, als heute. Gerade heute haben sich die politischen Parteien und Verbände so stark auseinandergeredet und angeeinandergeknipst, daß fast keine Diskussion mehr möglich ist. Von hier bis zur Ausrottung der politischen Gegensätze mit Waffengewalt im Bürgerkrieg ist nur noch ein Schritt.

Als die Kluft zwischen Protestanten und Katholiken im 16. und 17. Jahrhundert so groß geworden war, daß keine Brücke mehr von Rom nach Wittenberg und von Wittenberg nach Rom führte, erfolgte der Appell an die Gewalt und das Ergebnis war ein dreißigjähriger Bürgerkrieg. Es ist die Aufgabe der deutschen Presse, eine Wiederkehr dieser historischen Situation, soweit es an ihr liegt, verhindern zu helfen. Jammern des Kampfes der politischen Leidenschaften bedarf es heute mehr denn je einer unabhängigen freien Presse, die einen Rest jenes allgemeinen geistigen Diskussionsraumes verteidigt, der sich leider in einen mühen Kampfplatz

verwandelt hat, auf dem nicht der schärfste Geist, sondern der technisch beste Lautsprecher siegt. Wir brauchen eine Presse, die frei von parteipolitischen Bindungen ausgeht, vermittelnd, vermittelnd zwischen den Gegensätzen steht und nach Möglichkeit den Zusammenstoß der feindlichen Weltanschauungen so sehr abmildert, daß durch diesen Zusammenstoß nicht das ganze Staatsgebäude ins Wanken kommt.

Das ist die große Aufgabe der Heimatpresse und der deutschen Zeitung überhaupt. Sie zu lösen, ist ihre gewaltige Verantwortung. Davon, ob sie dieser Verantwortung gewachsen ist, hängt nicht nur die wirtschaftliche Existenz und die ideale Freiheit der Presse in den kommenden wahrscheinlich sehr chaotischen Jahren ab, sondern auch in hohem Maße das Schicksal unseres deutschen Vaterlandes."

Aus Welt und Leben

Justizreise nach. In den "Deutschen Hotelnachrichten" erzählt R. D. er habe Deutsche gebrochen, die in Davos waren. Es sind dort sehr viel Fremde, hauptsächlich Deutsche. Engländer gibt es nur sehr wenige (wohl aus Nationalholz). Geld nach Davos zu bekommen, ist sehr leicht, da die Behandlung an der Grenze nur oberflächlich sei. Die Preise betragen 17 Franken für Pension. Die Nebenkosten sind jedoch unglücklich hoch. In Deutschland würde es wohl niemanden einfallen, eine so hohe Pension mit derartigen hohen Nebenkosten zu bezahlen. Aber in der Schweiz ist es natürlich etwas ganz anderes.

Der Schmelzwähler, ein Zusatzapparat für die Telephon-Selbstanschlußapparate, ist neben dem Markt erschienen. Das Wählen der verschiedenen Nummern erfordert stets eine gewisse Zeit. Von dem Gedanken ausgehend, daß die meisten Gespräche doch immer wieder mit den gleichen Teilnehmern geführt werden, ist dieser Apparat konstruiert worden, der durch einen einfachen Handgriff eine bestimmte Verbindung herstellt, ohne daß man die Wählerdrehscheibe zu betätigen braucht. Der Apparat ist für fünfzig verschiedene, stets wiederkehrende Anschlüsse eingerichtet, die auf einfache Weise auch abgeändert werden können. Die Herstellung der Verbindung erfolgt nun dadurch, daß man den im Schluß des Deckels befindlichen Hebel auf das entsprechende Feld des Verzeichnisses stellt.

Ein wissenschaftlicher Journalist. Der Leitredakteur des "News Journalist" in Dautona Beach hatte beschlossen, freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Da er aber bis zuletzt seiner Journalistenpflicht genügen wollte, setzte er sich hin und schrieb in einem sorgfältig geschriebenen Bericht alle Einzelheiten seines eigenen Selbstmordes, gab dann an, an welcher Stelle der einsamen Dünen man keine Leiche finden würde, legte das Schreiben auf seinen Tisch und entfernte sich. Kollegen entdeckten den entseelten Körper an der angegebenen Stelle.

Die alten Römer über den Sport. Zur Zeit, da in Deutschland die letzten Vorbereitungen zu den Sportkämpfen in Los Angeles getroffen werden, ist es nicht uninteressant, was der römische Philosoph Seneca vor rund 1900 Jahren schrieb: "Der Heidenlärm, der aus dem Stadion zu mir herüberdringt, bringt mich zwar nicht außer Fassung, aber ich werde mir doch meine Gedanken: Wie viele treiben Körperkultur und wie wenige Geisteskultur. Wie geistesarm ist unsere vergötterte Vizeparlamentsrat!"

Nehe Regen am Zwiesel. Die 120 Kilometer breite

DER PRINZ VON PERSIEN ROMAN VON WOLFGANG MARKEN

Es scheint so, Dobradal Ich kann Ihnen sagen: Ich bin glücklich, Marx ist es auch, zwei solche Künstler hier zu haben...

Sind Sie für den Anfang zufrieden, Herr Präsident? fragte Iris nach den Aufnahmen. Zufrieden! Wohl... reißlos... und noch mehr: Sie haben einen alten Filmhasen oder Frisch... nehmen Sie es wie Sie wollen...

Wir werden uns Mühe geben, Herr Präsident! sagte Berndt einfach. Wir wollen arbeiten, damit wir uns durchsetzen.

Das wird, vertrauen Sie meinem Wort. Der Kampf ums Glück wird unter größter Erfolg. Ich behaupte es heute schon!

Herr Präsident! jammerte der Operateur, der sehr abergläubisch war und es nicht leiden konnte, wenn man prophezehte. Sie fordern das Schicksal heraus!

Wie ich, Mr. Raywell! Alter Kerl... rede mir doch nicht demüßigen. Das wird der Erfolg! Verlassen Sie sich darauf.

Raywell legte seine Stirn noch mehr in kummervolle Falten, aber er schwieg.

Wochen schwerer Arbeit gingen hin. Unermüdlich schafften Iris und Berndt und sie wuchsen immer mehr in ihre Aufgabe hinein.

Wenn sie spielten, dann vergaßen sie, daß es Spiel war. Es quoll ihnen aus den Seelen wie ein klarer Quell. Ihre Gefühle waren echt, kamen aus dem Herzen und das schuf unvergeßliche Eindrücke.

Es war Herbst geworden, die Oktoberstürme gingen über das Land, als der Film fertig war. Berndt Groß gönnte sich auch jetzt noch keine Ruhe. Der Film sollte ein ausgezeichnetes Kunstwerk werden. Er erreichte, daß er beim Zusammenstellen der Szenen, beim Schneiden mit hinzugezogen wurde.

Ein paar kleine Szenen, die nach seiner Ueberzeugung nicht recht gelungen waren, mußten auf sein Drängen hin noch einmal wiederholt werden, bis sie genügten.

Dobrada ließ ihn schaffen. Er mußte, daß hier ein künstlerischer Geist, klar, einfach, ohne sinnlose Tüfteleien, ein Mensch, der den Kontakt mit der Volksseele noch nicht verloren hatte, am Werke war.

Er wurde, wie es üblich war, ganz unerwartet in San Francisco in einem der Kinopaläste ohne besondere vorherige Ankündigung vor einem Durchschnittspublikum aufgeführt.

Dobrada befehlt recht. Der Erfolg war ein ganz gewaltiger. Der Amerikaner ist im Grunde seines Herzens ein halber Mensch, er hat noch Herz, ist unkompliziert, und er verstand darum die einfache, gradlinige Kunst. Er ging begeistert mit und am Schluß applaudierte das Publikum wie rasend.

Dobrada erlitt vor Freude beinahe einen Schlaganfall, denn seine kühnsten Erwartungen waren übertroffen. Der Direktor des Kinopalastes überfiel ihn, gratulierte und ließ sich den Film für Frisco geben.

"Zwanzig Wochen!" sagte er zum Präsidenten. "Zwanzig Wochen spielen wir ihn! Man könnte Sie beneiden, Herr Präsident, Sie haben eine fabelhafte Nase!"

"Und die Konkurrenz wird spucken!" "Wird sie... wird sie! Traue dem Film noch mehr zu als dem ganzen farbigen Warner-Kitsch. Weiterfolg!"

Der Film wurde ein Weltersfolg! Schon als er in Newport lief — Iris und Berndt waren anwesend — war nach der Ankündigung das Kolosseum mit seinen viertausend Sitzeplätzen für vierzehn Tage ausverkauft.

Zur ersten Vorstellung erschien ein geladenes Publikum. Das tonangebende Newport von dem Gouverneur Miller, mit Bürgermeister Wolfer und herunter bis zu den kleinen, nicht ganz einflußlosen Journalisten war vertreten. Auch diese illustre Verammlung spendete der fabelhaften Darstellung den herzlichsten Beifall, der sich zur Akademie steigerte, als Berndt und Iris, von Dobrada und Volkart geführt, sich dem Publikum zeigten.

Der Beifall brüllte durch den Riesensaal, als das Publikum die beiden schönen Menschen sah. Sie gewannen jetzt, als sie persönlich erschienen, zum zweiten Male die Herzen.

Diesem großen Erfolg schloß sich am Abend ein Bankett an, dem wiederum das tonangebende Newport beiwohnte.

Iris und Berndt kamen dabei mit vielen Newporter Persönlichkeiten in Föhlung. Ihre warmherzige, natürliche Art gefiel den Amerikanern ausgerechnet. Ihre stille Fröhlichkeit, die aus dem Herzen kam, fesselte an.

Als sie sich am Abend nach dem Bankett zur Ruhe begaben, sagte Berndt zärtlich zu Iris: "Wir haben geseht, Liebste! Sie nahm keinen Kopf und küßte ihn.

"Nicht heute erst!" sagte sie leise. "Nicht heute erst... ich habe alles gewonnen, als ich dich gewann, Berndt. Du, mein Geliebter... du gibst mir zuviel des Glücks, daß mir dange werden müßte. Du... was ist mir alles gegen dich?"

Da nahm sie der Mann und trug sie zum Ruhbett, legte sie sanft nieder und dann küßte er sie, wieder und wieder. Bis Iris sagte: "Berndt... ich... ich muß dir heute etwas sagen. Ich wollt's schon länger... aber ich hab's nicht vermodt! Verzeihe mir!"

"Sprich doch, Liebste!" Sie barg den Kopf an seiner Brust und küßte sie leise: "Du Liebster... ich... ich kann's noch nicht fassen, aber... ich glaube, es ist Wahrheit: Du... wir... wir werden bald nicht mehr allein sein."

Berndt war zumute, als müßte ihm das Herz stille stehen. "Iris... liebste, läche Frau! Ist es Wahrheit? Sag's noch einmal! Der Himmel... wird uns ein Kindchen schenken?"

"Ja!" sagte das junge Weib leise und innig. Nun sah sie in tiefster Erschütterung Iris' Hände und küßte sie lang.

"Unser Glück, Iris!" flammelte er leise. "Unser Glück ist so groß... wir wollen kämpfen, daß es immer bei uns bleibt."

"Es wird bleiben, Berndt! Du bist so stark. Du hältst auch das Glück fest!" In dieser Nacht konnte Berndt keine Ruhe finden. Das Glücksgefühl, der Jubel in ihm war so stark und hatte ihn so überwältigt, daß er nicht einschlafen vermochte.

Dst beugte er sich nieder zu seinem schlafenden Weibe und leblosend, unendlich zart strichen seine Hände über ihr weiches Haar.

Dann erschien hin und wieder ein strahlendes, befehltes Lächeln auf den Zügen der werdenden Mutter, daß er den Atem anhielt. "Madonna... oh, meine Madonna!" so sprach eine Stimme in ihm.

Am nächsten Tag fuhren beide nach Hollywood zurück, wo ihnen zu Ehren ein glänzendes Bankett stattfand. Dann gönnte sich das Ehepaar einige Tage Ruhe. (Fortsetzung folgt.)

Landenge von Suez stellt sonnenverbranntes, dürres Wüsten-  
 gelände dar, in dem als einzige aus früherer Erdzeit übrig-  
 gebliebene Wasseransammlungen die salzreichen kleinen Bitter-  
 seen liegen. Als der Suezkanal, eine 160 Kilometer lange und  
 an ihrem Spiegel 100 bis 140 Meter breite Wasserstraße, noch  
 nicht bestand, ging auf der Landenge höchstens alle Jahre  
 einmal ein Regenschauer nieder. Mit der Fertigstellung des  
 1869 eröffneten Kanals haben sich nun aber die atmosphäri-  
 schen Niederschläge auf ihr so weit vermehrt, daß man in  
 jedem Monat auf zwei Regenfälle rechnen kann. Auch hat  
 sich die Sommerhitze auf der Landenge merklich gemäßig-  
 t, und es haben sich zu beiden Seiten der Wasserstraße sichtlich  
 mehr Pflanzen angesiedelt. Es ist das, wie leicht begreiflich,  
 auf die Verdunstung des Wassers im Kanal selbst und vor  
 allem auch in den von ihm mit immer neuem Wasser ge-  
 speisten Bitterseen zurückzuführen. Entsprechend der Lufttem-  
 peratur nimmt die Menge des durch die Sonnenhitze ver-  
 dampfenden Wassers nach der Mitte des Kanals erheblich zu,  
 und genaue Berechnungen und Feststellungen haben ergeben,  
 daß zur Sommerzeit in den Bitterseen allein täglich 7000000  
 Kubikmeter verdunstet. Da die riesenhaften Wassermassen,  
 die durch die starke Verdunstung in dem heißen Wüsten-  
 klima dem Kanalbett entzogen werden, so befindet sich das  
 Wasser im Suezkanal in zwar langsamer, aber unausgesetzter  
 Bewegung oder Strömung. Man hat diese gemessen und ge-  
 funden, daß die Strömung vom Mittelmeer her eine Geschwin-  
 digkeit von ungefähr einem Kilometer in der Stunde besitzt.  
 Von Suez oder vom Roten Meer her ist die Strömung in  
 den Kanal hinein wegen der im südlichen Teil der Landenge  
 herrschenden größeren Dige und damit verbunden größeren  
 Wasserverdunstung stärker, und ihre Geschwindigkeit beläuft  
 sich auf 3,6 Kilometer stündlich.

Durch Unachtsamkeit getötet. Es besteht noch immer  
 gen den überwindenden Gebrauch der linken Hand ein gewisses  
 Vorurteil, wenn auch in den amerikanischen Schulen der  
 linkschändige Schüler schon längst nicht mehr gezwungen wird,  
 der rechten Hand den Vortritt zu geben. Daß aber die volle  
 Gebrauchsfähigkeit der linken Hand einem sehr gelingen —  
 „handy“ — kommen kann, wie der Amerikaner es nennt, wird  
 durch folgenden Vorfall veranschaulicht, der sich jetzt in Cleve-  
 land abspielt hat: Bei einem Raubüberfall auf eine Apo-  
 theke kommandierte der Bandit mit vorgehaltenem Revolver  
 „Hände hoch!“ Einen der Angestellten folgte dieser Auffor-  
 derung zwar, hob aber nur die rechte Hand, was dem Räuber  
 vollkommen genigte. Der linkschändige Apotheker sah mit der  
 anderen Hand seinen Revolver und machte den Banditen nieder.

Das wohlbezahlte Mittagessen. In Adelaide (Australien)  
 stand ein Mann beim Mittagessen vor der Wahl, was er essen  
 wollte. Er dachte: Sparsam ist schön, aber Schlemmen ist auch  
 nichtibel, und beschloß sich kurzerhand Austern. Nicht ganz  
 zwei Schillinge hätte er für sein Mittagessen zu entrichten  
 brauchen. In Wirklichkeit kostete es ihn gar nichts. Er bekam  
 sogar noch etwas sehr Schönes heraus, allerdings nicht vom  
 Keller, sondern von einer Auster: eine erbsengroße Perle.  
 Dieser schätzten ihren Wert auf 50 Pfund Sterling, was  
 einen Tausendmarktschein bedeuten würde, wenn England nicht  
 von der Goldwährung abgegangen wäre.

Nach Wien sind zollpflichtig. Infolge der englischen  
 Wundentwertung hat auch das amerikanische Verlegerwesen  
 der Bibelübersetzungsgesellschaft eine schwere Konkurrenz erhal-  
 ten. Der Vorsitzende des amerikanischen Verlegerverbandes  
 beklagte sich nunmehr bitter über die Preisunterbietung ameri-  
 kanischer Bibelübersetzungen durch englische. Er verlangte, daß  
 die Regierung sofort dagegen einschreite. Gegenwärtig dürfen  
 die englischen Bibeln noch zollfrei in die Vereinigten Staaten  
 eingeführt werden. Man will aber jetzt auch ihre Einfuhr  
 mit einem Zoll beladen, da die amerikanischen Bibelübersetzungen  
 durch die billigen englischen vollkommen vom Markt verdrängt  
 worden sind. Gerecht ist eben Geschäft, auch wenn es sich um  
 Bibeln handelt.

### Rekordeleistungen in der Tierwelt

Wenn wir die Rekorde im Sport betrachten und einmal  
 die Frage aufwerfen, wie würde der Mensch in einem sport-  
 lichen Wettkampf mit den Tieren bestehen, dann würde für  
 den Menschen nur der letzte Platz übrig bleiben. Nehmen wir  
 als erstes: Das Springen. Im Hochsprung können wir kaum  
 mehr als zwei Meter bewältigen. Der Löwe bringt es auf  
 vier Meter. Auch dem Steindoch und dem Reh bieten drei  
 Meter hohe Hindernisse fastimmensfalls keine Schwierigkeiten.

Auch im Weitsprung übertrifft uns das Tier. 7-8 Meter sind  
 für uns im Durchschnitt Spitzenleistungen. Beim Känguruh  
 hat man schon Sprungweiten von 30 Meter gemessen.  
 Löwen und Affen schaffen 10 Meter. Erst mit Reh, Tiger  
 und Gemse, die Sprünge von 7-8 Meter Länge erzielen, konnte  
 der Mensch sich zu messen versuchen. Bei den Tieren ist als  
 Variante auch der Weitsprung zu berücksichtigen. Das Eich-  
 hörnchen kann noch Höhenunterschiede von 20 Meter erlei-  
 den, ohne Schaden zu leiden. Gemsen und Affen scheuen  
 vor Tiefen von 10-12 Meter nicht zurück.

Beim Wettrennen würde der Mensch unter der Rubrik  
 „Jerner Liefen“ zu suchen sein. Strauße und Rennpferde er-  
 zeichnen eine Sekundengeschwindigkeit von 30-35 Meter, was  
 der Leistung des schnellsten deutschen D-Jugends entspricht. Der  
 Windhund bringt es auf 18 Meter (Torpedobootgeschwindigkeit),  
 die Strauße auf 15 Meter. Der Mensch holt bestenfalls  
 nur auf kurzer Strecke 10 Meter in der Sekunde heraus. Bei  
 einer Distanz von 3000 Meter kommt ein Rennpferd sechs  
 Minuten früher als Karum zum Ziel, der für diese Strecke  
 reichlich 8 Minuten braucht. Der Reiterläufer könnte aller-  
 dings mit einem fliehenden Hasen Schritt halten.

Im Schwimmen erreicht der Delphin Stundenleistungen  
 von 30 Kilometer. Wal und Doring schaffen in der gleichen  
 Zeit ungefähr 20 Kilometer. Das sind Sekundengeschwindig-  
 keiten von 9 bzw. 6 Meter. Der Mensch müßte angesichts sol-  
 cher Rekorde das Rennen auschließlich aufgeben, da er in der  
 Sekunde nur etwa 1-2 Meter bewältigen kann. Selbst vor  
 Waischwimmern brauchen die besten Schwimmer der Tier-  
 welt nicht zu kapitulieren. Die genannten Tiere würden einem  
 Seebär, der seinen Kurs mit mittlerer Geschwindigkeit  
 — annähernd 5 Meter in der Sekunde — folgt, bald über-  
 holen. Auch eine Seegäse (8 Sekundenmeter) könnte der  
 Delphin noch hinter sich lassen. Nur im Kielwasser der  
 „Dremsen“ (16 Sekundenmeter) würden die Rekordschwimmer  
 bald zurückbleiben. Auch die erstaunlichen Tauchleistungen der  
 Tiere seien hier nicht vergesse. Wale vermögen fast eine  
 Stunde lang unter Wasser zu bleiben. Das Haijagd-  
 braut ericht nach 10 Minuten, die Wale nach 7 Minuten  
 wieder Luft zu schöpfen.

Flugrekorde der Tierwelt halten Rauerfalter (30 Sekun-  
 denmeter), Schwalben (15-20 Sekundenmeter), Adler (25  
 bis 30 Sekundenmeter) und Vriestauben (18-20 Sekunden-  
 meter). Die angegebenen Zeiten können von Luftschiffen  
 nicht erreicht werden. Gegenüber der Kraft von starken  
 Flugzeugmotoren sind die Vögel natürlich hilflos. Bewun-  
 dernswürdig aber sind wiederum ihre Leistungen im Dauerflug.  
 Vriestauben sollen ohne Pause Strecken bis zu 4000 Kilometer  
 durchfliegen können. Schwalben 100-500 Kilometer. Der  
 Albatros vermag auch schnellere Dampfer tagelang zu be-  
 gleiten.

### Historische Anekdoten

#### Gute Erklärung

Ludwig XIV. ging immer ohne Muff auf die Jagd, auch  
 im härtesten Winter, da er stets warme Hände hatte. Zwei  
 Bauern, die ihm begegneten, unterbreiteten sich darüber, und  
 dem einen schien es höchst verwunderlich, daß ein König sich  
 nicht besser gegen die Kälte schütze. „Du mußt dich nicht wun-  
 dern“, sagte der andere, „der König hat seine Hände immer  
 in unseren Taschen...“

#### Verzeihung

Friedrich der Große stand den Oesterreichern bei Wite mit  
 20000 Mann gegenüber, während die Armee der Oesterreicher  
 aus 80000 Mann bestand. Die Oesterreicher nannten daher  
 das Heer Friedrichs des Großen „trotzdem die Potsdamer  
 Wachparade“. Als Friedrich dann die Schlacht gewonnen  
 hatte, in der die Oesterreicher schwere taktische Fehler machten,  
 sagte er: „Ich verzeihe ihnen die Dummheit, die sie begangen  
 haben, um der Dummheit willen, die sie begangen haben.“

### Die lachende Justitia

#### Was Jungen schreiben:

Ich werde Sie schon heute und schriftlich aufklären über  
 den Fall. Damit erspare ich Ihnen die Unkosten der Zeugen-  
 gebühren. Der Mann war früher mit Frau Känkel verlobt,  
 welche auch nicht von reinstem Fahrwasser ist, das belübt und  
 heulte durcheinander. Es roch nach Braten in dem Hause,

und das Halsbänder ging bei Frau Känkel nicht aus. Als  
 die Verlobung auseinander war, wurde Frau Känkel wieder  
 ehelich und ergab sich in ihr Los. Der Angeklagte ist aber  
 nicht über die Mauer springen oder gar hochklettern. Mein  
 Bein ist leidend. Sie können es leider nicht sehen. Aber hätten  
 Sie die Schmerzen, Sie würden sagen, der Mann ist un-  
 schuldig, er sei frei.

„Wenn Sie mich noch nicht kennen sollten, so bedauere ich  
 sehr, Ihren Gerichtsaal diesmal nicht betreten zu können.  
 Habe ein Beinleiden und lege darauf. Konnte also gar  
 nicht über die Mauer springen oder gar hochklettern. Mein  
 Bein ist leidend. Sie können es leider nicht sehen. Aber hätten  
 Sie die Schmerzen, Sie würden sagen, der Mann ist un-  
 schuldig, er sei frei.“

Vielen Dank für Ihre Zeugenladung. Habe mich gefreut,  
 kann aber nicht kommen, meine Frau kriegt etwas Kleines.  
 Bitte lassen Sie mich aus und den Mann laufen. Er ist es  
 bedürftig und sieht nur in höchster Not, was wir ja alle  
 tun, wenn wir nach einem Strohhalm greifen und dabei ins  
 Wasser fallen.“

Die Frau betrieb eine Koffschlächterei, weil dieselbe ver-  
 wittwet ist und verdiente gut und gerne bis in ihr 40. Lebens-  
 jahr. Dann wechselte sie die Branche und handelte mit Dosen-  
 trägern und Druckknöpfen, welche ein Rückschlag waren, denn  
 Kofffleisch können Sie essen, Dosenträger und Druckknöpfe  
 brauchen Sie nicht immer. Die Frau verkaufte wieder ihre  
 Geschäfte und zog sich zurück. Mehr kann ich auch als Zeugin  
 nichts Verdächtiges von dieser Frau sagen. Man sieht sie ja  
 den ganzen Tag nicht mehr, bloß ihr Hund bellt manchmal,  
 und wir denken uns dabei unser Teil.“

Hier haben Sie es schwarz auf weiß: „Ich bin verhin-  
 dert und trete Ihnen nicht zu nahe!“



Ueber dem Vaterhaus tödlich abgeföhrt

Blick auf den Holzstuppen des Huber'schen Anwesens in Rosenheim,  
 in den sich das Flugzeug einbohrte.  
 In Rosenheim (Ober-Bayern) ereignete sich, wie schon berichtet, unter  
 trübseligen Begleitumständen ein schweres Flugzeugunglück. Der be-  
 kannte Münchener Sportflieger Otto Huber stürzte mit einem Leicht-  
 flugzeug seiner Heimat Rosenheim einen Besuch ab und stürzte, als  
 er eine Ehrenschleife über das väterliche Anwesen ziehen wollte, vor  
 den Augen seiner Eltern ab. Huber und sein Begleiter Ingenieur Max  
 Oswald wurden scharflich verstimmt und waren augenblicklich to.

DER ROMAN VON WOLFGANG MARXEN  
**Prinz von Persien**  
 VERLEGER-RECHTSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU  
 (47. Fortsetzung.)

Mittlerweile war die Zeit vorgerückt und der Winter hatte  
 seinen Einzug gehalten. Es war kein angenehmer Winter  
 in Hollywood. Stürme und Regen, Regen über Regen.  
 Wenige Tage nach dem Bankett empfing Präsident Do-  
 brada ein Kabeltelegramm von Jolly Robbers, in dem der  
 Detektiv mitteilte, daß die Nachforschungen gut vorwärtig-  
 gingen, und daß er hoffe, bald zu einem bestimmten Resultat  
 zu kommen.  
 Dobrada begab sich mit dem Telegramm zu den Groths  
 und teilte es ihnen mit. Beide waren erfreut, obwohl das  
 Vergangene bei ihnen beiden nicht mehr die große Rolle wie  
 früher spielte.  
 Dobrada fragte auch, wann man mit dem zweiten Film  
 beginnen könne.  
 „Nicht vor einem Jahre!“ sagte Berndt in Iris' Ab-  
 weichenheit.  
 Dobrada sah ihn erstaunt an.  
 „Warum eine so... lange Pause?“  
 Berndt sah ihn ernst an und entgegnete leise: „Meine  
 Frau...“  
 „...fühlt sich Mutter, Herr Präsident.“  
 Alles hatte Dobrada erwartet, aber diesen Umstand hatte  
 er nicht mit in Rechnung gezogen, und er wußte im Augen-  
 blick nicht, ob er froh oder unglücklich sein sollte.  
 Er entschied sich für das erstere und tat, als ob er sich  
 gleichfalls auf das Ereignis sehr freue. Er versprach auch,  
 daß er absolute Discretion üben werde.  
 „Was wollen Sie jetzt anfangen? Werden Sie in Holly-  
 wood bleiben, oder gedenken Sie zu reisen?“  
 „Es ist mir zuviel Regen in diesem Winter in Hollywood.  
 Ich will auf einige Monate nach Deutschland.“  
 Dobrada nickte eifrig und sofort brachte er diesen Vor-  
 schlag mit einem Geschäftsvorschlag in Verbindung.  
 „Ueber Groth, wenn Sie nach drüben reisen... wollen  
 Sie auch drüben etwas im Interesse unserer Gesellschaft  
 tun?“  
 „Gern! Was wäre das?“  
 „Wir bringen doch jetzt den „Kampf ums Glück“ auch in  
 Deutschland heraus. Er wird in vielen Kinos laufen und ich  
 würde Sie darum bitten, der Erstausführung in einigen

Großstädten beizuwohnen. Berlin — München — Leipzig.  
 Sie wissen schon.“  
 Berndt nickte. Er war gern einverstanden.  
 Am Abend sprach er dann mit Iris.  
 „Liebste“, sagte Berndt, „Dobrada hat mich gefragt, wann  
 wir an den zweiten Film herangehen können.“  
 „Und was hast du ihm gelagt, Berndt?“  
 „Nicht vor einem Jahre.“  
 Sie sah ihn dankbar an.  
 „Ja, das war gut so, Berndt!“  
 „Es ist das Beste, Liebste! Ich möchte die Zeit über auch  
 nicht in Hollywood bleiben. Der viele Regen macht uns  
 melancholisch. Laß uns reisen, Iris!“  
 „Ja gern! Wohin zieht es dich, Berndt?“  
 „Ich wollte mit dir nach Deutschland. In die Berge,  
 wo es noch einen deutschen Winter gibt. Ich würde auch mit  
 dir nach deiner Heimat fahren.“  
 „Meine Heimat ist, wo du bist, Liebster!“  
 „Es wirst du gern mit mir nach Deutschland reisen?“  
 „Ich freue mich darauf, Berndt.“  
 „Dann werde ich mit John sprechen. Wir reisen über-  
 morgen.“  
 Sie nickte ihm lächelnd zu. Sie, die werdende Mutter...  
 sie war hellhörig: Sie hatte gefühlt, daß Heimatsehnsucht in  
 ihm war.  
 Die Heimat rief den Sohn wieder zu sich.

Justizrat Gihl erhielt das Telegramm, das den Besuch  
 Berndts und Iris' meldete, und er war von Stunde an voll  
 Aufregung. So daß seine Frau, eine gebürtige Engländerin,  
 die ihn als ruhig, als zu ruhig nur kannte, ganz erstaunt war.  
 Gihl holte Iris und Berndt vom Zuge ab und begrüßte  
 sie in herzlichster Weise.  
 Er duldete nicht, daß sie in einem Hotel abstiegen, sondern  
 reiste durch, daß man die Gastfreundschaft seines Hauses in  
 Anspruch nahm, samt John und James, die mitgereist waren.  
 Während Henry und Betty in Hollywood das Haus hüteten.  
 Alles war aufs Behaglichste für die Gäste eingerichtet und  
 sie führten sich vom ersten Augenblick an wohl.  
 Der tonklo zu zurückholende, kühle Mann war von einer  
 Gelehrigkeit obnegleichen.  
 Als man nach dem Abendessen zusammenlag, mußte er be-  
 richten. Es gab ja soviel zu erzählen.  
 Die „Anglo-Berliner“ Erzeugnisse“ war gegründet und  
 unten in Berlin arbeitete man mit Hochdruck. Die Papiere  
 waren an der Börse hochgetrieben, obwohl fast kein Material  
 herauskam, denn es war in wenigen Händen. Sie standen  
 heute bereits auf über dreihundert, denn die Erzeugnisse  
 erzielen sich als denkbar ergiebig.

Lord Durham hatte das Hauptbüro in Berlin, ab und zu  
 kam er auch nach London, aber nur vorübergehend. Es war,  
 als ich er sich, in dieser Stadt zu sein, wo er zwar siegte,  
 aber doch der Beurteilung war.  
 „Lord Durham“, so führte Gihl aus, „habe eine gewaltige  
 Energie entfaltet, und er tut alles, um diese seine große  
 Lebenschance voll auszunutzen. Unermüdlich pendelt er mit  
 einem großen Zuntersflugzeug zwischen Berlin und Berlin  
 hin und her. Seine Aktivität ist bewundernswert.“  
 Viele und auch die kleinsten Einzelheiten wurden durch-  
 gesprochen und es war sehr spät, als die Gäste zur Ruhe  
 gingen.  
 Am nächsten Tag gab es eine Ueberrachung.  
 Jolly Robbers, der Detektiv, stellte sich vor.  
 Herzlich hieß man ihn willkommen und lud ihn zum  
 Frühstück ein. Währenddessen hörte man gespannt auf seine  
 Ausführungen.  
 „Woher wußten Sie, daß wir in Deutschland sind?“  
 „Ich habe mit Dobrada in Verbindung. Er hat es mir ge-  
 fabelt und da habe ich mich gefragt, es wird Sie sicher inter-  
 essieren, etwas über den Fortgang der Nachforschungen zu  
 hören.“  
 „Gewiß, Herr Robbers!“ sagte Berndt. „Wir sind sehr ge-  
 spannt.“  
 „Also... da will ich von vorn anfangen. Lord Durham  
 hat in seiner unmittelbaren Umgebung zwei Vertrauens-  
 perionen... der eine heißt Ellis Waters und ist genauer  
 Kenner von Persien. Hüttenachmann, Organistator usw. Das  
 sind ich.“  
 Die Ueberrachung war eine vollkommene.  
 „Donnerwetter!“ sagte Berndt bewundernd. „Wie haben  
 Sie das fertiggebracht?“  
 „Ganz einfach, ich kenne Persien wirklich ausgezehrt,  
 wie auch mein Gehilfe Kerry Peterson... überlebt. Selten.  
 Wir haben, ehe ich Detektiv wurde, einige Jahre in Persien  
 verbracht und ich bin von früher her wirklich Hüttenach-  
 mann. Ich war Hütteningenieur. Das übribe beorgte nun  
 meine sogenannte Intelligenz. Jedenfalls... ich bin der  
 Kopf Lord Durhams in allen Fragen der Anglo-Berliner  
 Erzeugnisse.“  
 Alle lauschten gespannt.  
 „Ueber die Gesellschaft selbst kann ich Ihnen nur Günstiges  
 melden. Es haben wirklich Schätze dort, ungeheure Schätze,  
 und wenn sich das neue Metall, das leichte Metall, dessen  
 Gewinnung jetzt begonnen hat, bewährt, was ich sehr glaube,  
 dann hat Lord Durham den glänzendsten Schachzug seines  
 Lebens gemacht. Jetzt aber zu der anderen Sache: Ich habe  
 als Durhams Vertrauter Gelegenheit, mich umzusehen!“  
 (Fortsetzung folgt.)

